

AMALIA ROSENBLUM



WAS IST,
KANN NICHT
VERSCHWINDEN

Übersetzt von Mirjam Pressler

BELTZ
& Gelberg

7.

Am Morgen wachte Siebenundzwanzig früh auf und ich folglich auch. Es war noch nicht mal acht Uhr und wir hatten das Haus für uns. Während des Schuljahres standen meine Mutter und ich früh auf, ich musste den Bus erwischen, und sie fuhr mit dem Auto in den Südteil der Stadt, wo sie an einer Schule für gefährdete Kinder Kunst unterrichtete. Mein Vater war fast nie da, wenn wir aufwachten, denn er war Bäcker und musste schon um drei Uhr nachts aufstehen. Deshalb schliefen wir alle drei in den Ferien besonders lang. Obwohl ich eher nicht befürchtete, dass meine Mutter um diese Zeit auftauchen würde, ließ ich Siebenundzwanzig im Zelt und beschwor sie, es nicht zu verlassen.

Sie schaute mich an, reagierte aber nicht direkt.

»Verstehst du mich?«, fragte ich.

Sie schaute mich mit ihren großen Augen an, doch ihre Ohren bewegten sich nicht.

Vielleicht war es eine Frage der Formulierung. »Du bleibst im Zelt, in Ordnung?«

Nichts. Ihre braunen Ohren hingen herunter und ihre Augen drückten vielleicht Müdigkeit aus oder gar nichts.

Was sollte ich tun? Dieses Schaf sprach nicht und kommunizierte nicht und las keine Gedanken. Wie war es überhaupt hierhergekommen? Ich hatte keine Wahl, als meiner Mutter alles zu erzählen, und zwar lieber jetzt, bevor das Tier auf den Teppich pinkelte oder sonst einen Schaden anrichtete, den Schafe anrichten können und von dem ich keine Vorstellung hatte.

Ich wusste allerdings nicht, wann meine Mutter eingeschlafen war, und einstweilen musste ich den Fehler füttern, den ich begangen hatte. Ich versuchte, die Angelegenheit logisch zu bedenken. Ich ging in die Küche, nahm eine Packung Müsli vom Regal, schüttete den Inhalt in eine Plastikschiüssel und kehrte damit in mein Zimmer zurück.

Siebenundzwanzig leerte die Schüssel offenbar mit einer einzigen Zungenbewegung, dann hob sie die Augen zu mir.

Ich ging wieder in die Küche. Im Kühlschrank fand ich Gemüse in verschiedenen Stadien des Vergammelns. Ich nahm das Grünzeug heraus und kehrte mit Kopfsalat, Petersilie und Dill in mein Zimmer zurück. Die Sachen rochen nicht besonders gut.

Siebenundzwanzig betrachtete das Grünzeug, schnupperte daran und schaute mich dann an.

»Was denn?«, fragte ich erstaunt. »Das ist Gemüse.«

Sie wollte es nicht anrühren.

Wieder ging ich in die Küche, ich warf das faulige Gemüse in den Mülleimer, nahm aus dem Kühlschrank eine Packung gefrorenes chinesisches Wok-Gemüse und kippte den Inhalt in die Schüssel.

Als ich wieder im Zimmer war, berührte Siebenundzwanzig das Gemüse mit der Zunge. Die Kälte schreckte sie erst ab, aber nach einer Minute vertilgte sie die Portion und schaute mich wieder erwartungsvoll an.

Ich ging zurück in die Küche und durchforschte die Speisekammer nach einer Lösung.

»Was ist, sehnst du dich etwa nach den Sirenen zurück?«, hörte ich meine Mutter plötzlich hinter mir fragen. Unsere Speisekammer war zugleich unser Luftschutzraum. Wenn es Alarm gab, saßen wir zu dritt darin, spielten *Uno* und naschten Leckereien, die mein Vater von seinen Auslandsreisen mitgebracht hatte.

»Du bist aufgestanden?«, fragte ich.

»Entschuldige«, sagte sie und verließ den Schutzraum.

Ich folgte ihr. »Hör mal, ich wollte ... ich brauche etwas ...« Wie fängt man an, seiner Mutter zu erzählen, dass man ein Schaf geklaut und in einem Prinzessinnen-Zelt in seinem Zimmer versteckt hat?

»Ja«, sagte sie. »Komm, lass dich umarmen.«

Ich ging zögernd auf sie zu. Sie umarmte mich. Mein Kopf lag an ihrer Brust, sie strich mir über die Haare. Erst da spürte ich, dass ihre Schultern zitterten. Ich hatte Angst, sie anzuschauen, deshalb verharrte ich noch in dieser Stellung.

»Es tut mir so leid, Lillybilly«, sagte sie und zog die Nase hoch, »... es tut mir so leid.« Sie weinte leise. »Ich bin so froh, dass ich dich habe. Wenigstens etwas in meinem Leben, das mir gelungen ist. Wenigstens etwas, das vollkommen ist.« Sie wischte sich mit dem Ärmel über die Nase und wurde ruhiger. Dann schob sie mich von sich weg und versuchte zu lächeln. »Also, was wolltest du mir sagen?«

»Nichts«, sagte ich. »Es ist alles in Ordnung.«

»Bist du sicher?«, fragte sie.

Ja, ich war sicher. Ich war sicher, dass ich ihr nicht erzählen konnte, was passiert war. Wenigstens nicht in diesem Moment. Vielleicht in ein, zwei Tagen ...

Sie öffnete den Kühlschrank und betrachtete den Milchkarton, als würde sie so etwas zum ersten Mal im Leben sehen. Daneben zwinkerte mir eine Flasche Ahornsirup zu.

»Soll ich dir einen Kaffee machen?«, fragte ich. »Du siehst müde aus.«

»Danke, mein Schatz, ehrlich gestanden, ich bin es auch«, sagte sie. »Ich weiß nicht, was mit mir los ist.« Sie ging zum Sofa und legte sich

hin.

Ich kochte Wasser für den Kaffee, und als ich die Milchflasche herausholte, nahm ich auch die Flasche Ahornsirup. Ich hielt sie hinter dem Rücken, als ich ihr den Kaffee brachte, wie eine Figur aus einem Comic. Sie merkte es nicht.

Als ich mein Zimmer betrat, fiel mir sofort ein seltsamer Geruch auf, aber Siebenundzwanzig wurde von dem Ahornsirup angezogen wie von einem Magneten und ließ mir keine Chance, mich um die Ursache dieses Geruchs zu kümmern. Nach einigem Hin und Her presste ich ihr den süßen Inhalt der Plastikflasche direkt in den Mund. Während des Schluckens senkte sie die Augen, und ihre Pupillen bewegten sich, als wanderten sie vor Vergnügen von einer Seite zur anderen. Sie sah aus, als schwebte sie im siebten Himmel. In Schäfchenwolken. Als die Flasche leer war, blickte sie mich fragend an.

»Alle«, sagte ich und hob schnuppernd die Nase.

Sie blickte mich weiterhin an.

»Alle, alle! Schau doch selbst«, sagte ich und drehte die Flasche auf meiner Handfläche um. Kein einziges Tröpfchen kam heraus. »Tut mir leid, ich werde dir neuen Sirup kaufen«, sagte ich und bückte mich, um ins Zelt zu schauen. Und da sah ich es ...

Ich werde den Anblick nie im Leben vergessen. Er war erschütternd. Mitten im Zelt, mitten zwischen den Prinzessinnen, erhob sich ein grün-gelblicher Haufen. Er hatte die Form einer nach oben abgerundeten Pyramide und die Konsistenz von Erbrochenem oder Kot. Und das Ganze prangte mitten auf meiner Daunendecke, die mit indischer Seide überzogen war und bis vorhin noch der angenehmste Gegenstand im Haus gewesen war.

Ich wusste nicht, aus was genau die abgerundete Pyramide wirklich bestand, aber ich wusste, dass ich dieses Tier zu seinen Besitzern zurückbringen musste. Und bis dahin musste ich ihm eine Weide besorgen.

8.

Der Taxifahrer wunderte sich, als er am Straßenrand ein Mädchen mit einem riesigen Rollkoffer stehen sah. Und er wunderte sich wohl noch mehr, als er feststellen musste, dass der Koffer ungefähr fünfzig Kilo wog. »Was hast du da drin, eine Leiche?«, fragte er ungeduldig.

Ich zuckte mit den Schultern, mir fiel so schnell nichts ein, was so schwer sein konnte.

»Tut mir leid, Mädchen«, sagte er. »Ich werde mir nicht für vierzig Schekel den Rücken brechen, dein Vater soll dich fahren.«

Ich begann, den Koffer hinter mir herzuziehen, aber das erste Rad sprang schon an der Straßenecke ab. Ich hatte vergeblich Luftlöcher in den teuren Koffer meiner Mutter geschnitten und meinen ganzen persönlichen Charme aufgebracht, um das Schaf zu überzeugen, in den Koffer zu steigen. Ich zog den Reißverschluss auf und ließ Siebenundzwanzig herauskommen. Zum Glück war es ein Feiertagsmorgen, die Straße war noch leer. Ich versuchte, ein paar Schritte vor ihr herzugehen; falls ich einen Bekannten treffen sollte, würde er glauben, dass wir nicht zusammengehörten.

Doch dann gingen wir am Haus der Danons vorbei. Das ist eine Familie von Verrückten. Mein Vater sagte immer, man sehe ihnen nicht an, dass sie verrückt seien, denn sie taten kultiviert, aber ihre Verrücktheit zeige sich an ihrem verrückten Hund. Sogar der Zeitungsbote warf ihnen ihr Exemplar von Weitem in den Vorgarten hinein, sodass sie monatelang glaubten, keine Zeitung zu bekommen, bis sich herausstellte, dass der Bote aus lauter Angst vor dem Hund die Zeitung auf das Garagendach geworfen hatte. Als wir an ihrem Haus vorbeigingen, fing der Hund natürlich an, wie verrückt zu bellen. Und Siebenundzwanzig tat, was ihr am logischsten erschien, sie rannte auf die Straße.

Das hätte in Ordnung sein können, weil es in unserer Gegend kaum Straßenverkehr gab, aber genau in diesem Moment tauchte der einzige Autobus auf, der auf seiner Route durch unsere Straße kam. Auch das brachten wir heil hinter uns, denn der Fahrer sah noch rechtzeitig ein Mädchen – mich – schnell auf die Straße laufen und bremste hart, während das Schaf es schaffte, den Gehweg gegenüber zu erreichen. Doch dann, als wäre das nicht genug, sah ich Mel, unsere Haushaltshilfe, aus dem Autobus steigen. Ich schaute sie an, sie schaute mich an. Und dann das Schaf.

Ich versuchte, im Kopf alle Möglichkeiten durchzugehen: Mel würde, wenn sie bei uns ankam, meiner Mutter erzählen, dass sie mich mit

einem Schaf gesehen habe. Meine Mutter würde ihr nicht glauben oder wegen Mels schlechtem Englisch annehmen, es handle sich um ein Missverständnis. Doch dann würde Mel mit dem Aufräumen anfangen, und irgendwann würde sie mein Zimmer betreten, und dort, im Zelt, würde sie das Ding entdecken. Sie würde meine Mutter rufen, um es ihr zu zeigen, und meine Mutter würde hysterisch reagieren, denn sie war ohnehin schon ganz aus dem Häuschen. Kurz gesagt, so viele Möglichkeiten gab es

nicht.

Mel kam auf mich zu und betrachtete fragend das Schaf.

Ich zuckte mit den Schultern.

»*Sheep?*«, fragte sie.

»*Long story*«, sagte ich.

Sie lachte.

»*Don't tell Mom*«, sagte ich. »*But in my room there is a big mess.*«

Sie warf mir einen neugierigen Blick zu. »*Mommy don't know?*«

Ich schüttelte den Kopf. Ich dachte, ich könne sie bitten, meiner Mutter nichts zu sagen, und falls mir das misslang, war mein Englisch gut genug, um ihr zu drohen, und wenn auch das erfolglos blieb, hatte ich ja immer noch das Geld, das ich für das Teleskop gespart hatte, und konnte sie bestechen. Mel war eine Fremdarbeiterin, deshalb dachte ich, zweihundert Schekel würden ausreichen.

Doch bevor ich etwas davon tat, lachte sie mich einfach an: »*It's okay, Lilly, don't worry*«, sagte sie und entfernte sich in Richtung unseres Hauses.

Avichai hatte uns gesagt, nach dem Littlewood'schen Gesetz der Wunder könne jeder Mensch einmal im Monat mit einem Wunder rechnen. Für Edensor Littlewood war das keine Zauberei, er war ein Mathematiker und definierte Wunder als etwas, das mit der Möglichkeit von eins zu einer Million geschehen konnte. Seine Überlegung war einfach: Fast in jeder Sekunde unseres Wachseins erleben wir ein Ereignis. In einem Monat sind das mehr als anderthalb Millionen Sekunden, deshalb geschieht uns mindestens einmal im Monat etwas, das nur äußerst selten geschieht, das heißt ein Wunder. Ich wusste, dass ich in dem Moment mit Mel ein Wunder erlebt hatte. Ich bedauerte es nicht, hatte aber das deutliche Gefühl, dass mir in diesem Monat ein einziges Wunder nicht genügen würde.

Ich ging weiter mit dem Schaf die Straße hinunter, überrascht von der Anzahl der Gefahren, die einem auf einer ruhigen Vorstadtstraße begegnen konnten, wenn man beispielsweise ein Schaf war: Blechdosen, die über die Straße rollten, läufige Straßenkatzen, die plötzlich auftauchten, das Angebot eines Babysitters auf einem Stück Papier, das am Strommast flatterte. Unsere Straße war mir nie lauter